

# Beilage zu Nr. 143 des „Amts- und Anzeigebblattes“.

Eibenstock, den 3. Dezember 1887.

## Im Banne der Verhältnisse.

Roman von Theodor Mügge.  
(13. Fortsetzung.)

Der Ministerialrath von Brand ließ seine Augen forschend auf ihm ruhen und sagte darauf: „Du willst zu dem Herrn von Rachau?“

„Er hat mich zu seiner Verlobung eingeladen.“

„Nun willst Du kommen?“

„Ja, Herr, ich will kommen.“

„Wir werden Dich begleiten.“

„So muß es geschehen, Herr.“

„Höre, Mathis,“ begann der junge Herr von Brand, „ich weiß, Du thust nichts um Lohn und nichts aus Furcht; aber wissen sollst Du doch, daß wenn Du uns treulich helfen und dienen willst, der reiche Lohn nicht ausbleiben wird; willst Du uns aber täuschen, so könntest Du leicht als ein Gehülfe bei dem Verbrechen, das hier begangen scheint, betrachtet und danach behandelt werden.“

„Ich helfe Euch nicht und diene Euch nicht,“ antwortete Mathis unerschütterlich.

„Wem dienst Du denn?“ fragte der Justizbeamte, nicht ohne Mißtrauen.

„Ich will's Euch sagen, Herr!“ rief der Bettler, indem seine Augen einen lichten Glanz erhielten.

„Nicht Euch, nicht dem Herrn dort oben.“ — Er schlug sich mit der Hand auf die Brust. „Mit all Eurem Geld solltet Ihr meinen Mund nicht aufthun, aber — um des Kindes willen da und um den Engel, der's in seinen Arm genommen hat, darum muß es so sein, und jetzt kommt und laßt uns gehen.“

„Ich büрге für Mathis,“ sagte Gottberg zu seinem Freunde, der nicht recht zu wissen schien, was er aus diesen Äußerungen machen sollte. „Laß ihn gewähren, er wird uns nicht täuschen.“

Nach einigen Minuten war Mathis auf den Weinen, und rüstig führte er die beiden Herren an den Fluß hinab und an den Steg zur Wähle hinüber; von dort ging der bei weitem nähere Pfad zum Gute gerade hinauf an dem Schuppen vorüber; durch die Waldhügel jedoch lief der einsame Weg, an dessen Rande Eduard Willens sein unglückliches Ende gefunden. Diesen Weg schlug Mathis ein.

Seine Begleiter hinderten ihn nicht daran; als sie jedoch an der Wähle vorübergingen stand der Müller an seiner Thür, und nach einem kurzen Geflüster sprang er zurück und kam bald darauf wieder mit einem alten Gewehr auf der Schulter und begleitet von drei tüchtigen Knechten und Mählnappen, jeder mit seinem eisenschlagenen Stock, einer mit einem rostigen Säbel.

So zogen sie hinter den beiden Herren her, aber nicht ganz leichten Muthes. Seit der Todte hier gefunden wurde, scheute sich Jeder vor dem Gang. Mancher hatte schon über den Vorfall den Kopf geschüttelt, und unheimliches Geflüster ging umher, wenn auch Keiner laut und öffentlich ein verhänglich Wort zu sagen wagte. Vergleichen höhnisch Lachen und spitzig Wesen erlaubte sich Mathis allein. Wie der aber über den Major lachte und ihn verwünschte, das war bekannt genug, also gaben die Leute auch nichts auf seine giftigen Bemerkungen über den Reichtum, der dem Herrn in's Haus gefallen, und den Better, den er dafür sicher eingekauft in's Leichenhaus gesetzt habe; aber sitzen geblieben war dennoch Manches, weil's jedesmal so geht. So unglaublich und unerhört der Verdacht war, den Jeder von sich wies, so war die Thatsache doch nicht zu leugnen, und das geheime Grauen warf sich auf den blutigen Fleck Erde an dem wilden Rosenstrauch, der allein hätte erzählen können, was hier geschah.

Der Mond schien in voller Klarheit und beleuchtete den Weg und die Hügel und die schwarzen Tannen und den kleinen Wiesengrund, auf dem der Rosenbusch stand, silberhell. Die Haut zog sich dem Müller und seinen Myrmidonen im Nacken zusammen, als sie deutlich sahen, wie der lahme Mathis plötzlich an dem Strauch stillstand, und wie er mit den beiden Herren sprach, welche dicht bei ihm zuhörten. Bei aller Angst war die Neugier der vier Männer doch noch größer; sie schlichen sich heran, so weit es geschehen konnte, bis unter die finsternen hohen Schwarztannen, deren Aeste dicht über den Boden streiften; aber nur dann und wann hörten sie ein Gemurmel. Endlich wandte Mathis sich um und hinkte auf den großen Stein los, der nicht weit davon lag. Seine Begleiter folgten ihm, und nach einigen Augenblicken bückten sie sich und wälzten nicht ohne Mühe den Stein aus seinem Lager. Dann suchten sie umher, und sie mußten wohl etwas gefunden haben, denn sie standen beisammen und schienen den Fund zu betrachten; und nun setzten sich die Herren auf den Stein, und plötzlich brannte ein Licht in einer Laterne, welche einer aus seiner Tasche gezogen haben mußte, und was sie lasen, stand sicherlich in dem kleinen Buche, das sie sich vorhielten.

Während dies im Walde herging, hatte sich die Gesellschaft im Saale des Majors versammelt und mehrere fröhliche Stunden verlebt. Die Gastlichkeit der Familie war hinlänglich bekannt; heut jedoch zeigte sie sich ihren Gästen im schönsten Lichte. Es war nichts gespart worden, um den Abschiedsmaus so reich und lecker zu machen, als es in der Geschwindigkeit geschehen konnte. Küche und Keller des lebenswürdigen Freundes erhielten daher auch vielfache Lobspprüche. Die Damen flüsternten dem Fräulein anmuthige Schmeicheleien über ihre Kuchen, Gelse's und Speisen zu. Die Herren schlürften den goldigen Wein verschiedener Art, und der Doctor schwor auf Seele und Seligkeit, es sei gefährlich, hier oft eingeladen zu werden. Jeder wußte übrigens, was diese Festlichkeit zu bedeuten habe, sowie, warum Herr von Rachau reise; es war ein öffentliches Geheimniß, was bei Tisch erfolgen werde. Der Major, der allezeit ein lebenswürdiger Wirth gewesen, ließ es auch heute nicht an gelegentlichen Ermunterungen fehlen, allein sein altes Wesen war doch nicht da. Er war zerstreut, blickte zuweilen scheu umher, ging aufgeregter von einem Zimmer in's andere, und dann wieder schien er ganz in seine Gedanken zu versinken. Einige Spötter flüsternten sich heimlich zu, er denke über die Verlobungsrede nach.

Sie hatten es auch so ziemlich getroffen, wenigstens waren die Gedanken des alten Mannes fortgesetzt bei dieser Verlobung und bei der, welche sich verloben wollte. Was er gegen Rachau geäußert, kam aus seinem tiefsten Herzen, und was der trunke Bettler ihm nachgeschrien, vermehrte seinen Trübsinn und seine Herzensangst. Wie ein Verurtheilter hinter den Eisenstangen seines Kerkers, sah er kein Entkommen mehr. Schimpf und Schande wollte er entgehen, aber sie verfolgten ihn, größer und größer wachsend; ein schwarzer Strom, der an seinen Fersen nachrollte, um ihn endlich doch zu verschlingen. Der Vertraute, dem er sich hingeeben, war sein Herr und Meister geworden. Düstere Ahnungen schwebten ihm vor, daß der böse Feind an seiner Seite sei, dem sein Kind sich überliefern, damit er den Vater verschone. Mit solchen Gedanken war er nach Haus gekommen; mit diesen Gedanken empfing er die Gäste, sah er Luise nach, verfolgte er sie durch den Saal und suchte sie, zugleich voll Scheu, sich nicht zu verathen, und mit der Absicht, munter und, wie es sich schickte, hoffnungsvoll und glücklich zu sein.

Rachau hatte ihm in einem Gemisch von Drohungen, Bitten und Beteuerungen eindringlich nochmals dargestellt, was seine Pflicht sei, und Recht hatte er doch; die Zeit zu überlegen war vorüber. Aber welche Nacht hatte dieser schreckliche Rathgeber erlangt! Das Mark in ihm froh, wenn er ihn anblickte, er war unfähig zum Widerstand. Rachau gebot auch schon unumschränkt. Auf ihn blickte ein Jeder, er ordnete und lenkte, und an diesem Abende übertraf er sich in seinen Leistungen. Da war Keiner, der ihn nicht bewunderte, der nicht über den geistvollen, von Witz und Laune übersprudelnden Mann erstaunte; und als er endlich neben Luise am Tische saß, der Vater an ihrer andern Seite, gab es prüfende und lächelnde Blicke genug, die sich behaglich zuwinkten.

Denn auch an der Tafel war Rachau das belebende Element dieser lusternen Gäste. Er war unerschöpflich an gastronomischen Anekdoten berühmter Männer aller Art, welche die Fröhlichkeit vermehrten; dabei verstand er auf's Allerkunstvollste die verschiedenen Braten zu zerschneiden. Den Salat machte er in köstlichster Weise, wie er es in Paris gelernt, und die große Ananassbowl auf der Mitte des Tisches war sein Werk. Als der Arzt davon ein Glas geleert, gerieth er in einen Zustand der Verzagung. Er schmalzte mit den Lippen, leckte mit der Zunge nach beiden Seiten, riß seine Nasenflügel auf, um den Duft einzuziehen, und verdrehte seine Augen wie ein indischer Fakir. „Heil und Segen!“ schrie er, „Heil und Segen über diesen Wohlthäter der Menschheit, der diesen wunderbaren Trunk bereitet hat! Heil und Segen ihm und Dank allen Göttern, die ihn zu uns führten, damit er unter uns sich seinen Tempel gründe, in welchem wir ihn anbeten können.“

Bei dem Gelächter, das diese Apotheose des kunstliebenden Arztes erregte, und dem Klängen der Gläser, blickte Luise ihren Vater an. Es war ein Blick, der bereit zu ihm sprach. Er drückte leise ihre Hand und neigte sich zu ihrem Ohr. „Bist Du bereit, mein Kind?“ flüsterte er.

„Ja, Vater,“ antwortete sie.

„Noch — noch ist es Zeit,“ sagte er mit einem tiefen Athemzuge, indem er ängstlich in ihrem Gesicht forschte.

Sie schüttelte mit einem matten Lächeln den Kopf. „Steh auf, Vater,“ erwiderte sie.

Der Major erhob sich mechanisch von seinem Stuhle, den er zurückließ. Er sah auf seine Tochter

herunter, sie lächelte ihm zu. Rachau nahm ihre Hand und küßte diese; alle Stimmen schwiegen, alle Blicke richteten sich auf das junge Paar, alle Mienen füllten sich mit theilnehmender Erwartung, und die Vorsichtigen füllten ihre Gläser. Der Doctor pumpte sich bei diesem Geschäft gleichzeitig Luft zusammen, um das dreifache Hoch auszubringen.

Im Augenblick der tiefsten Stille hörte man ein sonderbares Stampfen im Nebenzimmer. „Meine werthen Freunde und Nachbarn!“ begann der Major, indem er nach der offenen Thür blickte — „meine Herren, ich denke“ —

Er hielt inne, und sein Gesicht verdunkelte sich. Seine Augen thaten sich weit auf, und er gerieth in Verwirrung über das, was er sah. An der Thür stand Mathis mit seiner Krücke, in seiner besteckten Jacke mit dem blauen groben Linnenluch um den Hals, aus welchem der lange, hagere, harte Kopf spensförmig hervorragte. Die plötzliche Unterbrechung bewirkte, daß alle Blicke sich auf den Bagabond richteten, der sich hier eingeschlichen; und da Mathis bekannt genug war, auch Viele wußten, was er gesündigt und wie er gestraft wurde, so vermehrte sein Erscheinen die Verwunderung. Herr von Rachau hatte sich soeben zu Luise geneigt und ihr zärtliche Worte zugeflüstert, als der Major zu seiner Verwunderung nicht fortfuhr. Wie alle Andern forschte er nach der Ursache und fand sie auf der Stelle. Gewiß war er nicht weniger überrascht als Herr von Brand, doch ohne seine Haltung zu verlieren, rief er laut und fröhlich aus: „Das ist ein seltener Gast! eine Art steinerne Gast! Oder bist Du lebendig und kannst uns Antwort geben?“

„Ja, Herr,“ antwortete Mathis.

„Dann sage uns, was hat Dich hierher getrieben?“

„Ist's nicht so?“ fragte Mathis, näher hinkend, indem er die Gesellschaft ansah und eine Art Verbeugung machte, wobei er den Bräutigam angrinste, „Verlobung ist heute, gnädiger Herr?“

„Was plauderst Du aus!“ lachte Rachau.

„Haben Sie mich nicht dazu eingeladen?“ fuhr Mathis fort.

„Du hast Recht,“ fiel Rachau ein. „Geh' in die Küche und laß Dich speisen!“

„Danke Herr,“ versetzte Mathis, indem er, statt dem Befehl zu folgen, noch näher trat. „Nehmt's nicht ungnädig, ich bringe hier mein Verlobungsgeschenk.“ — Dabei sagte er in seine gestickte Jacke und zog etwas hervor, das er auf den Tisch warf. Jeder sah darauf hin; es klang, als sei es Metall, aber es sah schwarz und rostig aus, und seiner Gestalt nach war es ein kleiner Hammer mit scharfer Spitze.

Rachau zuckte mit der Hand danach hin, sogleich aber zog er sie zurück und sah unbefangen das sonderbare Geschenk und den Geber an. „Was soll das bedeuten?“ fragte er. „Was ist das?“

„Blickt nur hin,“ fuhr Mathis laut und höhrend fort, „ich denke, Ihr werdet es wohl kennen.“

Der Major stierte den Hammer mit scheuen Blicken an. Er griff auch danach und ließ ihn wieder fallen. „Mir gehört er nicht!“ schrie er auf und sank in den Stuhl zurück.

„Nein,“ sagte Mathis, „es steht ein R am Stiel eingegraben. Ihr müßt's am besten wissen, Herr. Ist's nicht dasselbe Ding, das Ihr unter dem Stein verbargt?“

„Wir haben es ohne Zweifel mit einem Narren oder Wahnsinnigen zu thun!“ antwortete Rachau umherblickend.

„Nicht mit einem Wahnsinnigen, aber mit einem Schurken!“ antwortete ihm eine eben so ruhige, als volltönende Stimme.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ murmelte der Major, seine Arme ausbreitend. Aufzustehen vermochte er nicht. Mit weit offenen Augen sah er da, von Luise's Armen umschlungen. Was weiter vorging, glitt wie Traumbilder an ihm vorüber. Er sah den Doctor Gottberg neben seinem Sohne, sah, wie er vor Rachau trat, als wüßte er auf und würde der Engel des Gerichts. Er sah auch, wie Rachau sich erhob in seiner Ueberraschung, sich niedersetzte und wieder aufstand und wie er verächtlich zu lächeln versuchte, als Gottberg zu ihm sprach: „Zweifeln Sie nicht daran, daß die Stunde da ist, wo Sie Rechenschaft geben sollen!“

„D,“ erwiderte Rachau, „ich zweifelte von Anfang an nicht, daß dies Ihr Werk sei; aber es ist ein Gewebe von Lügen, das ich zerreißen werde. Sie sind dazu eingeladen worden,“ wandte er sich an den Ministerialrath —

„Um einen Glenden zu entlarven, der sich hier eingeschlichen hat,“ unterbrach ihn dieser.

„Sie sind getäuscht und betrogen worden.“

(Schluß folgt.)